

Predigt über 1. Petrus 3,8-17

(Oberkaufungen – 4. So. nach Trinitatis - 24. Juni 2018)

Liebe Gemeinde!

Haben Sie kürzlich auch die royale Hochzeit in Großbritannien verfolgt – vor dem Fernseher? Ich habe es nicht getan. Aber ich habe einiges von dem Bischof aus den USA gehört, der die kirchliche Trauung leitete: Michael Curry. Er fiel auf mit seiner temperamentvollen Gestik und mit seiner Energie. Und mit seiner Predigt. „Wie sähe die Welt aus, wenn Liebe die treibende Kraft wäre?“ Das war seine Frage. Und die muss er auf eindruckliche Weise gestellt haben.

Wenige Tage später nahm dieser Bischof zuhause in den USA an einer Mahnwache teil. Nationalismus, Rassismus und Frauenfeindlichkeit lebten in Amerika wieder auf, kritisierten die Teilnehmer. Curry rief auch da zur Liebe auf, zur Nächstenliebe. Es könne kein politisches Ziel sein, das eigene Wohl zulasten anderer anzustreben. Donald Trumps Devise „Amerika zuerst“ sei eine theologische Irrlehre. Und dann richtete er seinen Appell in Richtung Weißes Haus: „Wir hoffen, dass die Botschaft der Liebe Gottes und die der Nächstenliebe hier heute Nacht gehört wurde.“

Nun, da bin ich mir nicht so sicher. Und ich bin mir auch nicht so sicher, ob diese Botschaft der Liebe und der Nächstenliebe eine Rolle spielt bei denen, die bei uns in Deutschland zurzeit die öffentliche Diskussion bestimmen. Christlich geht es da für mein Empfinden jedenfalls nicht zu. Und die Motive scheinen ganz andere zu sein als das, was Jesus uns vor Augen gestellt hat und stellt. Wenn dieser Geist, der da deutlich wird, sich durchsetzt, kann kaum etwas Gutes dabei herauskommen.

„Wie sähe die Welt aus, wenn Liebe die treibende Kraft wäre?“ Eine wichtige Frage. Und doch ist sie mir fast eine Nummer zu groß. Ich würde eher fragen: „Wie sähe die Kirche aus, wenn Liebe die treibende Kraft wäre?“

Darum geht es nämlich im ersten Teil unseres Predigttextes: dass die Liebe in der Kirche die treibende Kraft sein soll. In der Kirche, unter Christen soll es anders zugehen als anderswo. Es soll nicht so sein, dass Böses mit Bösem vergolten wird. Wenn jemand uns weh getan hat, dann sollen wir nicht zurückschlagen. Auch nicht mit der Zunge, also mit Worten. Vielmehr soll es uns darum gehen, den anderen zu segnen, ihm Gutes zu wünschen. So soll es in der Kirche zugehen – also unter uns.

Ist das alles nur ein frommer Traum, eine Utopie? Etwas, das gar nicht umsetzbar ist? Ich gebe zu: Es fällt nicht leicht, so zu handeln. Auch mir nicht. Aber mir geht das manchmal zu schnell, dass gesagt wird: „Das ist doch unrealistisch. Das ist doch gar nicht möglich.“

Mit einer solchen Reaktion halten wir uns die Herausforderung allzu schnell vom Leib. Und dann ändert sich tatsächlich nichts. Es bleibt alles beim Alten. Und da frage ich mich: Haben wir dann wirklich noch Gott mit auf der Rechnung? Trauen wir ihm zu, dass seine Liebe uns verändern kann? Trauen wir ihm etwas zu, das über das hinausgeht, was wir gewohnt sind und als normal empfinden?

Weiter und recht kritisch gefragt: Viele Menschen halten die Kirche inzwischen für belanglos, für nicht mehr wichtig. Hat das nicht manchmal auch damit etwas zu tun, dass diese Menschen den Eindruck haben, in der Kirche gehe es auch nicht anders zu als anderswo. Und manchmal gibt es ja gerade unter Kirchenleuten manche Eifersüchteleien und manche – auch sehr unnötigen - Reibereien.

Ich will an dieser Stelle nicht falsch verstanden werden. Natürlich besteht die Kirche aus Menschen. Aus fehlerhaften, unvollkommenen Menschen. Ich jedenfalls bin so einer. Und die Kirchenleute, die ich kenne, sind auch so. Und es ist etwas ganz Großes, es ist eine Gnade, dass wir mit dabei sein dürfen – in unserer ganzen Unvollkommenheit. Es ist eine Gnade, dass wir nicht erst irgendeine Norm erfüllen müssen, bevor wir zu Gott kommen dürfen. Nein, wir dürfen kommen – so wie wir sind.

Aber manchmal habe ich das Gefühl: Wir wollen auch so bleiben, wie wir sind. Wir lassen die verändernde Kraft der Liebe Gottes nicht wirklich an uns heran. Dann aber hätten wir etwas falsch verstanden.

Von daher empfinde ich einen solchen Predigttext wie dem heutigen als wichtig. Er fordert heraus. Hinter ihm steckt kein erhobener Zeigefinger, sondern er zeigt uns, was möglich ist. Er zeigt uns, wie die Kirche aussehen kann, wenn die Liebe die treibende Kraft ist.

Für mich wäre das auch ein Hoffnungszeichen für diese Welt. Ein Hoffnungszeichen, das unsere Welt so dringend braucht!

Ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Es geht in unserer Welt drunter und drüber. Es geht um Macht und um Einfluss, es geht darum, sich durchzusetzen, es geht um den eigenen Vorteil – ganz gleich, was das für andere bedeutet. Dabei scheut man sich nicht, Stimmung zu machen, um andere an den Rand drängen zu können. Und es geht ums Geld, um immer noch mehr Geld. Nehmen wir nur so ein Beispiel wie die Betrügereien in der deutschen Autoindustrie.

Das Streben nach Macht, das Streben nach Geld. Beides gebärdet sich immer unverfrorener, immer rücksichtsloser.

Angesichts dessen müssen wir uns nicht wundern, dass Menschen niemand mehr so richtig trauen. Wir müssen uns nicht wundern, dass Menschen sich zurückziehen in ihr Privatleben und keine öffentliche Verantwortung mehr übernehmen wollen. Und wir müssen uns auch nicht wundern, dass viele sich von der Stimmungsmache beeinflussen lassen und nicht mehr hinschauen, was wirklich Sache ist.

Wie wichtig wäre da eine Kirche, in der die Liebe die treibende Kraft wäre! Sie wäre ein Zeichen dafür, dass es auch anders geht. Und dass dieser andere Weg der bessere Weg ist. Eine solche Kirche wäre eine Herausforderung – und eine Ermutigung. Eine Ermutigung für die Menschen.

Neulich kam ich mit einem Mann ins Gespräch, der mir von seiner Kirchengemeinde erzählte. Er sagte: „Ich habe zur Kirche gefunden, weil ich in dieser Gemeinde etwas erlebe, was einfach nur guttut und was ich woanders so nicht erlebe. Hier werden Menschen wahrgenommen. Hier werden Menschen angenommen. Hier wird sich um Menschen gekümmert. Darum mache ich jetzt bei der Kirche mit.“

Wir merken: Es ist keine Utopie. Es ist kein bloßer Traum, was da in unserem Predigttext steht. Vielmehr kann es gelebt werden – und zwar von uns. Sicher auf eine unvollkommene Weise. Sicher immer wieder begleitet von eigenem Versagen. Aber das steht ja unter der Vergebung Gottes. Wenn wir hinfallen, dann richtet er uns wieder auf. Aus Liebe.

Es ist diese Erfahrung, auf die es ankommt. Es ist genau diese Erfahrung „Ich bin geliebt“, die uns verändert. Sie hilft uns – und jetzt zitiere ich den Anfang unseres Predigttextes -; sie hilft uns, eines Sinnes zu sein. „Endlich aber seid allesamt gleich gesinnt“, heißt es im Predigttext. Ich verstehe das so: Wir richten uns immer wieder gemeinsam an Gott aus.

Die Erfahrung der Liebe Gottes hilft uns – ich nehme wieder Begriffe aus dem Predigttext auf - sie hilft uns, mitleidig zu sein, brüderlich. Heute würden wir sagen: geschwisterlich. Sie hilft uns, barmherzig zu sein - und demütig.

Demütig muss ich kurz erklären. Damit ist nicht gemeint: Ich denke klein von mir. Ich meine, nichts wert zu sein. Ich muss immer den untersten Weg gehen. Demütig sein heißt vielmehr: Ich muss mich nicht wichtigmachen. Ich muss mich nicht größer machen als ich bin. Ich kann dem anderen Platz lassen. Ja, nicht nur das. Ich kann ihm sogar Platz verschaffen. Ich kann zurücktreten, damit er auch gesehen wird, damit er vorkommt.

„Dem Guten nacheifern“ heißt es im Predigttext. „Den Frieden suchen und ihm nachjagen“. „Sich abwenden vom Bösen und Gutes tun.“ Als ich über diese Formulierungen nachdachte, fiel mir auf, dass es hier um ganz bewusste Entscheidungen geht. Das alles geschieht nicht von selbst, sondern wir müssen unser Leben daraufhin ausrichten. Ganz bewusst. Und immer wieder neu. Auch durch Rückschläge und Enttäuschungen hindurch. Es ist ein langer Atem gefragt. Nur so kann daraus eine Lebenshaltung entstehen.

Hier könnte jetzt das „Amen“ kommen. Die Predigt könnte zu Ende sein. Aber da steht noch etwas im Predigttext. Da ist vom Leiden die Rede. Da werden Drohungen erwähnt.

Das hat etwas zu tun mit der Zeit, in der dieser Text entstanden ist. Christen hatten es damals schwer. Sie wurden bedrängt und bedroht. Weil sie Christen waren. Weil sie Jesus Christus als ihren Herrn bekannten. Vielleicht könnte man auch sagen: weil sie sich einsetzten für das Gute, auch für Frieden und Gerechtigkeit zwischen den Menschen.

So etwas findet nicht immer nur Beifall. Es stört manche. Es stört die, die sich nicht hineinreden lassen wollen in ihre Machenschaften. Es stört die, die auf Kosten anderer leben. Es stört die, die Unfrieden säen und Stimmung machen. Es stört die, die nicht Gerechtigkeit suchen, sondern den eigenen Vorteil.

Von daher verwundert es nicht, dass die Christen damals Schwierigkeiten bekamen, Gegenwind. Es ist bemerkenswert, wie der Predigttext darauf reagiert. Ich fasse das einmal mit meinen Worten zusammen: Seid gewiss: Ihr seid auf dem richtigen Weg. Lasst euch nicht einschüchtern. Lasst euch nicht mundtot machen. Im Letzten seid ihr aufgehoben. Auch wenn es Gegnerschaft gibt, auch wenn euch der Wind entgegenweht. Ihr gehört zu Jesus Christus. An ihm richtet euch aus. Und das sagt auch denen, die euch Schwierigkeiten machen. Sagt es ihnen freundlich. Lasst euch selbst dann nicht zu ungunstigen Reaktionen hinreißen. Selbst dann gilt: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem ..., sondern segnet vielmehr.“

Ich gebe zu: Das ist eine große Herausforderung. Und es hat mit einer solch anderen Lebenseinstellung zu tun als der, der wir sonst begegnen. Wir bekommen gerade mit, wie Straßzölle Straßzölle provozieren. Die Auswirkungen sind noch nicht absehbar. Aber das Wort „Vergeltung“ spielt bei alledem eine große Rolle.

Und auch im Persönlich-Privaten wissen wir, wie schnell es da nach dem Motto geht: „Schlägst du mich, schlag ich dich!“

Unsere Welt braucht Menschen, die da nicht mitmachen. „Wie sähe die Welt aus, wenn Liebe die treibende Kraft wäre?“ Diese Frage von Bischof Curry ist sicher eine utopische. Aber ich will sie nicht einfach zur Seite legen. Ich will mich von ihr herausfordern lassen. Amen.